

# DIE FACKEL

Nr. 167

WIEN, 26. OKTOBER 1904

VI. JAHR

[Der Prozeß gegen eine Kindesmörderin]

Schon am 12. Juli — in diesem Sommer ließ mich doch hin und wieder ein Zeitungsblatt, das in meine Ferienruhe drang, Niedertracht und Dummheit dieser Welt fühlen — schon am 12. Juli mußte ich bedauern, daß ich die 'Fackel' sistiert hatte.

Eine Dienstmagd stand vor den Wiener Geschwornen, weil sie ihr körperlich verkümmertes, fast idiotisches Kind, das man im Spital nicht behalten wollte, in den Donaukanal geworfen hatte. Sie hatte 15 Kronen Monatslohn, sollte 24 Kronen Kostgeld für das Kind zahlen und mußte noch für ein zweites, jüngeres sorgen, dessen Vater ihr nicht erreichbar war, weil er ihr »eine falsche Adresse angegeben hatte«.

Der Vorsitzende sagte: »Sehen Sie, Sie sind etwas leichtfertig!«

Der Vater des getöteten Kindes, der einen Stall der Wöchnerin als den ihrer würdigsten Niederkunftsort angewiesen hatte, war damals vom Gericht für eine Summe von 440 Kronen von seinen Vaterpflichten befreit worden.

Die sich der Mutterpflichten entledigt hatte, wurde vom Wiener Schwurgericht zum Tode durch den Strang verurteilt.

Die Verhandlung förderte aus dem Vorleben der Angeklagten zwei Belastungsmomente an den Tag. Christine Rizek ist vorbestraft. Sie hat, als sie auf dem Lande bedienstet war, im Garten Obst gestohlen und ist dafür zu vierundzwanzig Stunden Arrests verurteilt worden. Ferner wurde erwiesen, daß sie *einmal* auf einem *Maskenball* war und damals nach Torsperre heimkam.

Der Vorsitzende rief der schluchzenden Frau zu: »Reden Sie doch lauter! *Am Maskenball haben Sie gewiß besser reden können!*«

Da sich Christine Rizek — in Erwartung des Todesurteils — nicht beruhigen konnte, rief ihr der Vorsitzende zu: »Wollen Sie ruhig sein, sonst laß ich Sie abführen! *Machen S' nicht solche G'schichten!*«

Der Vorsitzende heißt Oberlandesgerichtsrat *Granichstädten*.

Es gibt Dinge auf Erden, die fast so himmelschreiend sind wie ein verbotener Fackelzug.

\* \* \*

## Psychologie des Volkstribuns

Aktuelle Gedanken aus *Otto Weininger's* »Geschlecht und Charakter«.

»Die 'Männer der Tat', die berühmten Politiker und Feldherren, mögen wohl einzelne Züge haben, die an das Genie erinnern; aber mit dem Genius kann sie nur verwechseln, wer schon durch den äußeren Aspekt von Größe allein völlig zu blenden ist. Das Genie ist in mehr als einem Sinne ausgezeichnet

gerade durch den *Verzicht* auf alle Größe nach *außen*, durch reine *innere* Größe. Der wahrhaft bedeutende Mensch hat den stärksten Sinn für die Werte, der Feldherr—Politiker ein fast ausschließliches Fassungsvermögen für die Mächte. Jener sucht allenfalls die Macht an den Wert, dieser höchstens den Wert an die Macht zu knüpfen und zu binden. Der große Feldherr, der große Politiker, sie steigen aus dem Chaos der Verhältnisse empor wie der Vogel Phönix, um zu verschwinden wie dieser. Der große Imperator oder große Demagog ist der einzige Mann, der ganz in der Gegenwart lebt; er träumt nicht von einer schöneren, besseren Zukunft, er sinnt keiner entfloßenen Vergangenheit nach; er knüpft sein Dasein an den Moment, und sucht nicht auf eine jener beiden Arten, die dem Menschen möglich sind, *die Zeit zu überspringen*. Der echte Genius aber macht sich in seinem Schaffen nicht abhängig von den konkretzeitlichen Bedingungen seines Lebens, die für den Feldherr—Politiker stets das Ding—an—sich bleiben, das, was ihm zuletzt Richtung gibt. So wird der große Imperator zu einem Phänomen der *Natur*, der große Denker und Künstler steht außerhalb ihrer, er ist eine Verkörperung des *Geistes*. Die Werke des Tatmenschen gehen denn auch meist mit seinem Tode, oft schon früher, und nie sehr viel später, spurlos zugrunde, nur die Chronik der Zeit meldet von dem, was da geformt wurde, nur um wieder zerstört zu werden. Der Imperator schafft keine Werke, an denen die zeitlosen, ewigen *Werte* in ungeheurer Sichtbarkeit für alle Jahrtausende zum Ausdruck kommen; denn dies sind die Taten des Genius. *Dieser*, nicht der andere, *schafft* die Geschichte, weil er nicht *in sie* gebannt ist, sondern *außerhalb ihrer* steht. Der bedeutende Mensch *hat eine Geschichte*, den Imperator *hat die Geschichte*. Der bedeutende Mensch zeugt die Zeit; der Imperator wird von ihr gezeugt und getötet ... «

(V. Kapitel. »Begabung und Gedächtnis«, S. 177 f.)

»Der höhere, der bedeutende Mensch mag zwar das gemeine Bedürfnis nach Bewunderung oder nach dem Ruhme teilen, aber nicht den Ehrgeiz als das Bestreben, alle Dinge in der Welt mit sich als empirischer Person zu verknüpfen, sie von sich abhängig zu machen, um auf den eigenen Namen alle Dinge der Welt zu einer unendlichen Pyramide zu *häufen* ... Der wahre Genius gibt sich selbst seine Ehre, und am allerwenigsten setzt er sich in jenes Wechselverhältnis gegenseitiger Abhängigkeit zum Pöbel, wie dies jeder Tribun tut. Denn im großen Politiker steckt nicht nur ein Spekulant und Milliardär, sondern auch ein Bänkelsänger; er ist nicht nur großer Schachspieler, sondern auch großer Schauspieler; er ist nicht nur ein Despot, sondern auch ein Gunstbuhler; er prostituiert nicht nur, er ist auch eine große Prostituierte. Es gibt keinen Politiker, keinen Feldherrn, der nicht 'hinabstiege'. Seine Hinabstiege sind ja berühmt, sie sind seine Sexualakte! *Auch zum richtigen Tribun gehört die Gasse*. Das Ergänzungsverhältnis zum Pöbel ist geradezu konstitutiv für den Politiker. Er kann überhaupt nur Pöbel brauchen; mit den anderen, den Individualitäten, räumt er auf, wenn er unklug ist, oder heuchelt sie zu schätzen, um sie unschädlich zu machen, wenn er so gerieben ist wie Napoleon. Seine Abhängigkeit vom Pöbel hat dieser denn auch am feinsten gespürt. Ein Politiker kann durchaus nicht alles Beliebige unternehmen, auch wenn er ein Napoleon ist, und selbst wenn er, was er aber als Napoleon nicht wird, Ideale realisieren wollte: er würde gar bald von dem Pöbel, seinem wahren Herrn, eines Besseren belehrt werden. Alle 'Willensersparnis' hat nur für den *formalen* Akt der *Initiative* Geltung; frei ist das Wollen des Machtgierigen nicht ... *Ambitio* heißt eigentlich Herumgehen. Das tut der Tribun wie die Prostituierte. Napoleon hat in Paris nach Emerson 'inkognito in den Straßen auf

die Hurras und Lobsprüche des Pöbels gelauscht'. Von Wallenstein heißt es bei Schiller ganz ähnlich ... Wie der 'große Mann der Tat' auf ein *Innenleben* verzichtet, um sich gänzlich in der Welt, hier paßt das Wort, *auszuleben*, und zugrundezugehen wie alles Ausgelebte, statt zu bestehen wie alles Eingelebte, wie er seinen ganzen Wert mit kolossaler Wucht hinter sich wirft und sich ihn weghält, so schmeißt die große Prostituierte der Gesellschaft den Wert ins Antlitz, den sie als Mutter von ihr beziehen könnte ... Beide, die große Prostituierte und der große Tribun, sind wie Brandfackeln, die entzündet weithin leuchten, Leichen über Leichen auf ihrem Wege lassen und untergehen, wie Meteore, für menschliche Weisheit sinnlos, zwecklos, ohne ein Bleibendes zu hinterlassen, ohne alle Ewigkeit ... «

(X. Kapitel: »Mutterschaft und Prostitution«, S. 301 ff.)

\* \* \*

## Kaiserworte

**N**un ist die Schändlichkeit einer Presse, für die der österreichische Ministerpräsident Worte der Bewunderung findet, wiewohl sie mit den Worten des österreichischen Kaisers Inseratengeschäfte macht, gerichtlich angeprangert. So oft in der 'Fackel' behauptet ward, daß bei einem Rundgang des Monarchen durch eine Ausstellung von Wiens Preßbanditen ein paar 1000 Kronen in die Debatte gezogen werden, schüttelten die unbekehrbaren Gläubigen journalistischer Loyalität ungläubig die Köpfe. Wenn der Kaiser »Sehr schön« gesagt hatte, so schien's ihnen bloß die Erfüllung einer Herzenspflicht, daß von dieser Kundgebung allerhöchsten Wohlgefallens Notiz genommen wurde, und die Versicherung, daß für solche Notiz auch die allerhöchsten Preise von den Ausstellern erpreßt wurden, ward schleunig in jenes dunkle Reich der Verleumdung verwiesen, aus dem die 'Fackel' seit fast sechs Jahren — allen friedliebenden Spitzbuben zum Tort — ihre Anklagen schöpft. Gott erhalte — so mochte man, dem patriotischen Sang den neuen Sinn anpassend, ausrufen — Gott erhalte uns eine Naivität, die bei der Lektüre der Zeitungsberichte über eine Ausstellungseröffnung ehrfürchtig bleibt und die sich vom Hauch vaterländischer Geschichte unwittert fühlt, wo M. Dukes' Nachfolger die Annoncenzeilen berechnet haben!

Aber die Dummheit des Lesers entschuldigen heißt wahrhaftig noch nicht die Feigheit des Staatsanwalts begreifen. Dem schmachvollen Schacher mit Kaiserworten hätte längst Einhalt geschehen müssen, wenn nicht österreichische Behörden, in Furcht vor Gott und der 'Neuen Freien Presse' erzogen, das Interesse der Zeitungsjobber über staatliche Interessen zu stellen sich verpflichtet fühlten. Eher wird ein Kamel irgendeiner Rangsklasse durch ein Nadelöhr gehen, als daß einem der journalistischen Bandenführer, die der Ministerpräsident als »Weltbeherrscher« anerkennt, von amtswegen ein Haar gekrümmt würde. »Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln«; aber es redigieren, aus »schön« »sehr schön« machen und einen Taxameter monarchischen Beifalls einzuführen, ist in diesem von Loyalität erstickenden Lande erlaubt. Ein Staatsanwalt — er heißt zum Glück Pollak — hat einmal die These aufgestellt, daß es die Pflicht jedes Staatsbürgers sei, eine Majestätsbeleidigung zu denunzieren. Aber an die eigene Pflicht, den hundsgemeinen Wucher mit Kaiserlob als Majestätsbeleidigung — deren Tatbestand bekanntlich schon die bloße Verletzung der Ehrfurcht bildet — anzuklagen, hat er sich noch nicht erinnert. Es mußte dahin kommen, daß die Frechheit, die Kaiserworte zur Ware gemacht hat, sich in das Handelsgericht wagte, einen säumigen

Zahler zur Begleichung von Kaiserlob zwingen wollte und am helllichten Tage als »Usance« verfocht, was das ärgste Schandmal der österreichischen Presse bildet. Nun bezweifelt kein Mensch mehr, daß eine Beschuldigung der 'Fackel' wahr sei, die der Beschuldigte gegen sich selbst erhebt. Nie noch hat es einen verurteilteren Kläger gegeben als den, der neulich vor dem Bezirksgericht in Handelssachen sein Recht auf Honorierung gedruckten Monarchenbeifalls vertrat. Man kann den Bericht über die groteske Schmach in der 'Arbeiterzeitung' vom 18. Oktober nachlesen. Daß Kaiserworte ein Handelsobjekt geworden seien, »konnte man«, so heißt es da, »aus einer Verhandlung erfahren, die Donnerstag beim Bezirksgericht in Handelssachen stattfand. Dort bildeten nämlich Kaiserworte, gesprochen auf der Spiritusausstellung zu einem Fabrikanten, allen Ernstes den Gegenstand einer Bezirksgerichtsverhandlung in Handelssachen. Im nachstehenden der Sachverhalt: Bei Eröffnung der Spiritusausstellung war's. Der Kaiser lobte die Ausstellungsobjekte des Fabrikanten H. Kaum war der Kaiser weg, so stürzte auch schon ein kleiner, dicker Herr, der sich bis dahin lauernd im Hintergrund gehalten hatte, auf den Fabrikanten zu, ihn beim Rockknopf fassend. 'Entschuldigen Sie', sagte er, 'ich bin von der Zeitung; was hat Ihnen Seine Majestät gesagt?' Dabei ließ er den Rockknopf des Fabrikanten los, zog Papier und Bleistift hervor und spitzte die Ohren. 'Entschuldigen Sie', sagte der Fabrikant abweisend, 'aber ich habe jetzt keine Zeit, ich bin sehr beschäftigt, vielleicht wenden Sie sich an meinen Prokuristen.' — 'Entschuldigen Sie, vielleicht könnten Sie mir doch —', sagte der kleine Herr neuerdings und versuchte den schon im Gehen begriffenen Fabrikanten festzuhalten. 'Nein, es geht wirklich nicht', erklärte dieser, 'ich bin wirklich sehr beschäftigt; wenden Sie sich doch an meinen Prokuristen.' Der Fabrikant sprach's und ging. Am nächsten Tage stand die lobende Äußerung des Kaisers in den bürgerlichen Blättern. Einige Tage darauf erhielt der Fabrikant eine Rechnung der Annoncenfirma M. Dakes' Nachfolger, in der die im *Textteil der Blätter erschienenen Kaiserworte mit 500 Kronen als Inserat in Rechnung gestellt waren*. Da der Fabrikant gegenüber den Blättern und auch gegenüber der Annoncenfirma M. Dukes' Nachfolger keine Verpflichtung eingegangen war — er hatte ja die Kaiserworte nicht inseriert —, so verweigerte er die Bezahlung. Schließlich ließ er sich aber doch herbei und zahlte einen Teil der verlangten Summe, und zwar 215 Kronen. Die Firma Dukes war aber damit nicht zufrieden und klagte nun den Rest beim Bezirksgericht in Handelssachen ein. Bei der Verhandlung berief sich der Klagevertreter darauf, daß es eine '*Handelsusance*' sei, daß derartige Kaiserworte, die im Textteil der Blätter erscheinen, als Inserate honoriert werden. *Der Richter, Gerichtssekretär Dr. v. Kanitz, erklärte hierauf, es verstoße gegen die guten Sitten, daß mit Kaiserworten Handel getrieben werde. Er werde die Klage abweisen und den Akt der Staatsanwaltschaft abtreten.* Der Klagevertreter zog hierauf, nachdem er noch erklärt hatte, daß der Firma Dukes hier lediglich die Rolle des Agenten zufalle, der zwischen den Ausstellern und den einzelnen Blättern vermittele, seine Klage gegen den Fabrikanten zurück.« — —

Nicht jeder Richter hält so rein. Nicht jeder ist sich seiner Unabhängigkeit von den Preßmächten so klar bewußt. Jetzt wird es, so sollte man hoffen dürfen, an dem Staatsanwalt sein, in Zukunft spontan eines Amtes zu walten, das ihm durch den Rücktritt des »Klägers« in dem einen Fall leider nicht überwiesen werden konnte. Zu den vielen Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die Affenschande jener Gemütlichkeit, die nicht nur Verkäufer, sondern auch Gläubiger von Kaiserworten duldet und die eine Gerichtsverhandlung zustandekommen läßt, in der ein säumiger Schuldner im Namen derselben Majestät, deren Lobesworte er nicht bezahlt hat, zur Zahlung ver-

urteilt werden soll. Aber wie verpestet muß die druckgeschwärzte Atmosphäre, in der unsere öffentliche Moral atmet, schon sein, wenn wir die Stinkbombe, die neulich im Handelsgericht platzte, scherzend für ein Knallbonbon ansehen und die »Weltbeherrscher« nicht endlich als Weltbeschwindler entlarven sollten!

\* \* \*

[Oscar Wilde über die Presse]

»Er möchte dem Raubtier die Zähne nicht ausbrechen, sondern plombieren«, sagte ich neulich, des Herausgebers der 'Zukunft' und meine Preßkritik unterscheidend. Und vorher schon hatte ich wiederholt meine Tendenz klar gelegt: die Tagespresse allen verführerischen Glanzes einer literarischen Form zu entkleiden, der wieder der Literatur zurückgegeben, Büchern und Revuen zugeführt werden müßte.

»Harden«, schrieb ich einmal, »der an das Zeitungswesen den Maßstab einer relativen Ethik anlegt, will die Presse verbessern. *Ich will sie verschlechtern*, will es ihr erschweren, ihre schändlichen Absichten hinter geistigen Prätensionen wirken zu lassen, und halte die stilistisch bessere Presse für die gefährlichere. Ich bin nicht dafür, daß Räuberhöhlen von Portois & Fix eingerichtet werden, — weil sonst Publikum und Polizei viel später, als ersprießlich, dahinter kommen, daß es Räuberhöhlen sind. Die Ziele des Economisten müssen unverschleiert, ohne ideale Beteuerungen im Leitartikel, ohne stilistische Unterstützung der ersten Schriftsteller Europas, zutage treten, und eine vorläufige *Amerikanisierung der Presse*, eine Annoncierung der Käuflichkeit, die jeden Zweifel ausschließt und das Offenbarungsmysterium der Druckerschwärze verscheucht, *ist uns Kulturbedürfnis*. Ich klebe an der Zeitung, weil sie sich zwischen Welt und Betrachtung geschoben hat und weil es gilt, die Menschen wieder zu den Dingen zu führen, ich habe so viel Sorgfalt an die 'Neue Freie Presse' verschwendet, *weil* sie die literarischste der deutschen Zeitungen ist, und wenn ich eine Osterausgabe dieses Blattes mit ihren hundertzwanzig blendenden Seiten, mit denen sie einen Fischzug des Börsenwöchners zu verdecken sucht, für eine österreichische Katastrophe halte, so habe ich der enormen journalistischen Leistung, die in ihr steckt, mein tiefstes Kompliment gemacht.«

Fast anderthalb Jahr, nachdem diese Worte geschrieben waren, erschien die deutsche Ausgabe einer Schrift von Oscar Wilde »Der Sozialismus und die Seele des Menschen« (Berlin 1904 Karl Schnabel, Axel Juncker's Buchhandlung). Mir erscheint sie als das Tiefste, Adeligste und Schönste, das der vom Philistersinn gemordete Genius geschaffen, mit ihrer unerhörten Fülle der Leben und Kunst umspannenden Betrachtung als das wahre Evangelium modernen Denkens. Auf diesen schlanken 98 Seiten — denen sich noch eine ergreifende Schilderung aus dem Zuchthaus zu Reading, ein »Ästhetisches Manifest« und ein Gedicht anschließen — ist nichts ungedacht, nichts unausgedacht geblieben. Und ich bin stolz darauf, Oscar Wilde der modernen Presse gegenüber einen Standpunkt beziehen zu sehen, der dem meinen nicht allzufern liegt. Er spricht von der brutalen Vergewaltigung des Künstlers durch die Schlagworte des Pöbelurteils, so da lauten: »unmoralisch«, »unverständlich«, »exotische, »ungesund« und »dekadent«.

»Aber schließlich«, setzt er fort, »erwartet kein Künstler vom vulgären Geist Grazie und ebensowenig Stil vom Vorstadtintellekt. Gemeinheit und Dummheit sind im Leben unserer Zeit zwei sehr lebendige Erscheinungen. Man bedauert sie natürlich. Aber sie sind einmal da. Sie sind ein Gegenstand der Beobachtung, wie andere Dinge auch. Und es ist nur loyal, wenn hinsichtlich der Journalisten unserer Zeit konstatiert wird, daß sie einen Künstler immer unter vier Augen um Entschuldigung für das bitten, was sie öffentlich gegen ihn geschrieben haben. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mich nicht einen Augenblick lang darüber beklage, daß das Publikum und die öffentliche Presse jene Worte mißbrauchen. Ich sehe nicht ein, wie sie bei ihrem Mangel an Verständnis für das, was die Kunst ist, sich irgendwie richtig ausdrücken könnten. Ich stelle bloß den Mißbrauch fest, und die Erklärung für seinen Ursprung und für die Bedeutung der ganzen Erscheinung ist sehr einfach. Sie geht auf den barbarischen Begriff der Autorität zurück. Sie geht zurück auf die natürliche Unfähigkeit einer Gemeinschaft, die durch die autoritäre Herrschaft verderbt ist, den Individualismus zu verstehen oder zu schätzen. Mit einem Wort, der Mißbrauch kommt von dem *ungeheuerlichen und unwissenden Gebilde, das man öffentliche Meinung nennt*, die schlimm und wohlwollend ist, wenn sie den Versuch macht, das Handeln der Menschen zu beherrschen, die aber infam und übelwollend wird, wenn sie versucht, in die Sphäre des Geistes oder der Kunst überzugreifen. *Es ist in der Tat viel mehr zugunsten der physischen Gewalt des Volkes zu sagen als zugunsten seiner Meinung*. Jene kann gut und schön sein. Diese muß töricht sein. Man hat oft gesagt, mit Gewalt lasse sich nichts beweisen. Das hängt jedoch ganz davon ab, was man beweisen will. Viele der wichtigsten Probleme der paar letzten Jahrhunderte, wie die Frage der Fortdauer des persönlichen Regiments in England oder des Feudalismus in Frankreich, sind ganz und gar vermitteltst der physischen Gewalt gelöst worden. Gerade die Gewalttätigkeit einer Revolution ist es, die das Volk einen Moment lang großartig und glänzend erscheinen läßt. *Es war ein verhängnisvoller Tag, als das Volk entdeckte, daß die Feder mächtiger als der Pflasterstein ist*. Nun suchten und fanden sie gleich den Journalisten, bildeten ihn aus und machten ihn zu ihrem eifrigen und gut bezahlten Diener. Es ist für beide Teile sehr zu bedauern. *Hinter der Barrikade kann viel Edles und Heroisches stehen. Aber was steht hinter dem Leitartikel als Vorurteil, Dummheit, Heuchelei und Geschwätz?* Und wenn diese vier zusammentreffen, machen sie eine fürchterliche Macht aus und bilden die neue autoritäre Gewalt. *In früheren Zeiten hatten die Menschen die Folter. Jetzt haben sie die Presse*. Gewiß, das ist ein Fortschritt. Aber es ist doch noch sehr schlimm und demoralisierend. Jemand — war es Burke? — hat den Journalismus den vierten Stand genannt. Das war seinerzeit ohne Frage wahr. Aber in unserer Zeit ist er tatsächlich der einzige Stand. Er hat die anderen drei aufgefressen. Der weltliche Adel sagt nichts, die Bischöfe haben nichts zu sagen, und das Haus der Gemeinen hat nichts zu sagen und sagt es. *Der Journalismus beherrscht uns*. In Amerika ist der Präsident vier Jahre am Regiment, und der Journalismus herrscht für immer und ewig. *Zum Glück hat in Amerika der Jour-*

nalismus seine Herrschaft bis zur äußersten Roheit und Brutalität getrieben. Als natürliche Folge hat er angefangen, einen Geist der Auflehnung hervorzurufen. Man lacht über ihn oder wendet sich mit Ekel ab, je nach dem Temperament. *Aber er ist nicht mehr die tatsächliche Macht, die er war. Man nimmt ihn nicht ernst. Bei uns spielt der Journalismus*, da er, von einigen bekannten Fällen abgesehen, nicht solche Exzesse der Gemeinheit begangen hat, *noch eine große Rolle und ist eine tatsächlich bedeutende Macht.* Die Tyrannei, die er über das *Privatleben* der Menschen ausüben möchte, scheint mir ganz außerordentlich zu sein. *Sie kommt daher, daß das Publikum eine unersättliche Neugier hat, alles zu wissen, es sei denn das Wissenswerte.* Der Journalismus, dem diese Tatsache bekannt ist, befriedigt die Nachfrage, wie es der Kaufmann eben zu tun pflegt. In früheren Jahrhunderten nagelte das Publikum den Journalisten die Ohren an die Pumpe. Das war recht häßlich. In unserm Jahrhundert nageln die Journalisten ihr eigenes Ohr ans Schlüsselloch. Das ist weit übler.«

Man sieht, Oscar Wilde erkennt mit der 'Fackel' das relative Heil europäischer Geisteskultur in einer Amerikanisierung der Presse und hält diese in ihrer heutigen Gestalt für einen des Angriffs würdigen, fast noch würdigeren Gegenstand als etwa einen schlechten Kaiser. Was hätte er zu dem Siegeszug gesagt, den die Einbrecher europäischer Kulturschätze neulich durch Österreichs Gauen unternehmen durften? Daß die Presse der größte Welteroiberer und der mächtigste Weltbeherrscher ist, wird von ihm und wurde stets in der 'Fackel' zugegeben. Aber tiefste Verachtung gebührt den Scheinregierenden, die seine Oberhoheit freudig anerkennen und die — vom Minister bis zum letzten Bezirkshauptmann — das Unterwerfungssprüchlein kniefällig aufsaugen.

\* \* \*

[Eine Erklärung des Vertreters August Strindbergs]

Der Übersetzer der Werke August Strindberg's ersucht mich um die Aufnahme der folgenden

*Erklärung:*

Am 1. August wurde Schwedens Anschluß an die Berner Konvention zum Schutze literarischen Eigentums perfekt. Unmittelbar vor Torschluß brachte der *Wiener Verlag* eine Raubausgabe von Strindberg's »Ehegeschichten« (eigentlich »Heiraten«) in den Handel. Ist ein Verleger schon so unanständig, einen berühmten, aber armen Autor wie Strindberg zu bestehlen, so sollten wenigstens Sortimentere und kaufendes Publikum diesen Diebstahl nicht unterstützen!

Berlin—Grunewald, 3. September 1904.

Emil Schering

(als Übersetzer und Vertreter Strindberg's)

\* \* \*

[Coburg und Frischauer]

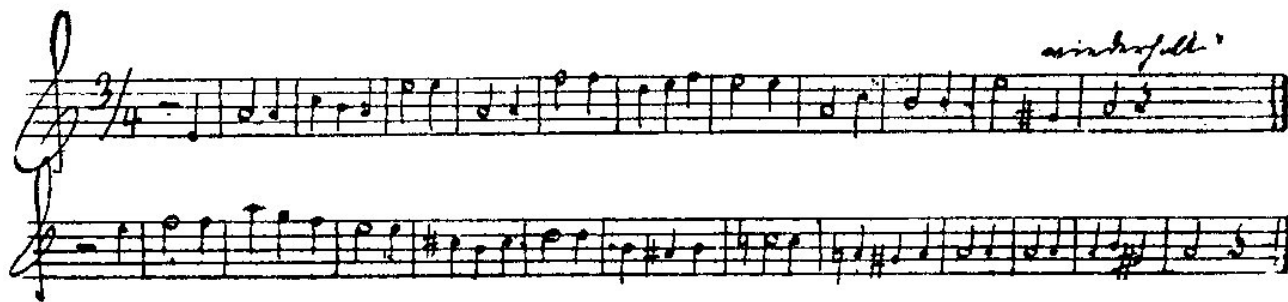
**E**s ist ja gewiß bedauerlich, daß sich die Prinzessin von Coburg jetzt des Herrn Frischauer nicht erwehren kann. »Sehen Sie mich an und sprechen Sie mit mir, und Sie sollen sagen, ob ich geisteskrank bin«. Mit diesen

Worten — die freilich unverkennbar die Stilmarke des Besuchers tragen — hat sie ihn einmal empfangen, und nun wird sie ihn nicht mehr los. Er hatte von allem Anfang an den Prüfstein für die geistige Normalität der hohen Frau gefunden: seinen eigenen Geist. »Über einige Bemerkungen, welche spaßhafte Pointen enthielten, lachte die Prinzessin herzlich ... Ich fand, daß Prinzessin Louise eine wirkliche Empfänglichkeit und lebhaftes Verständnis für geistvolle Äußerungen hat.« ... Übrigens scheint sie nicht nur den Humor, sondern auch die Taktlosigkeit des Besuchers sofort gewürdigt zu haben.

»Bezeichnend für die Überlegtheit, mit der die Prinzessin spricht, ist folgende Bemerkung, welche sie machte. Ich meinte: 'Ich will nach Plänen und Projekten Eure königliche Hoheit nicht fragen.' 'Da haben Sie ganz recht', erwiderte die Prinzessin, 'ich würde Ihnen darüber auch nichts sagen. Ich will ruhig leben, meine Tage in einfacher Zurückgezogenheit verbringen'«.

Trotz dieser deutlichen Willenskundgebung fand Herr Frischauer doch Gesprächsthemen, auf die die Prinzessin scheinbar einging. Zwar ist es sicher nicht wahr, daß sie den Aufenthalt in dem Rudinger'schen Sanatorium in Purkersdorf gelobt hat. Sie hat sich wiederholt über die miserablen Zimmer, die sie in dieser Heilsschwindelanstalt bewohnen mußte, beklagt und ist sich gewiß bewußt, daß es Herrn Rudinger, dessen »humane Behandlung« sie jetzt angeblich rühmte, viel weniger um ihr Wohl als um seinen kaiserlichen Ratstittel zu tun war. Aber das ist schließlich ein kleiner Irrtum des Herrn Frischauer, der sein Lob des Purkersdorfer Geschäftes — die ihm versippte Familie Zuckerkanndl soll jetzt daran beteiligt sein — einfach der Prinzessin in den Mund legte. Schlimmer ist, daß der Mann wirklich ein gemeinsames Interessengebiet fand, auf das ihm die Prinzessin wohl oder übel folgen mußte. »Wir sprachen über verschiedene Dinge und Personen. Die Prinzessin kennt die Verhältnisse in Wien; sie stand mit Personen in Beziehung, die *auch ich kenne*, und sie ist über die Vorgänge einer Epoche unterrichtet, von der auch ihr Besucher manches weiß. Dadurch wurde das Gespräch sehr erleichtert.« ... »'Daran erkenne ich den N. N.', meinte sie, als ich ihr ein Wort *eines ihrer verstorbenen Verwandten* erzählte, ganz', und dann erging sie sich in Betrachtungen, welch großer Geist der Verstorbene gewesen, der ihr durch Verwandtschaft nahegestanden hatte.« Es läßt sich nicht leugnen, daß der Kronprinz Rudolf den Herrn Frischauer seiner Kameradschaft gewürdigt hat. Ich halte natürlich die geistige Verbindung eines Kronprinzen mit einem Journalisten prononciertester Façon für weit bedauerlicher, menschlich und politisch bedenklicher, als die sexuelle Beziehung einer Kronprinzessin zu einem hübschen Sprachlehrer. Einem System, das die Persönlichkeit in spanisches Zeremoniell einsargen möchte, steht ein falsches Freiheitsideal gegenüber. Die Erziehung der österreichischen Prinzen beginnt bei Kalksburg und endet beim Frischauer.





## Das Lied vom armen Kind

Von Frank Wedekind.

(Vortragsrecht vorbehalten)

Es war einmal ein armes Kind,  
Das war auf beiden Augen blind,  
Auf beiden Augen blind;  
Da kam ein alter Mann daher,  
Der hört auf keinem Ohre mehr,  
Auf keinem Ohre mehr.  
Sie zogen miteinander dann,  
Das blinde Kind, der taube Mann,  
Der arme, alte, taube Mann.

So zogen sie vor eine Tür,  
Da kroch ein lahmes Weib herfür  
Ein lahmes Weib herfür.  
Bei einem Au—Automobilunglück  
Ließ sie ihr linkes Bein zurück,  
Das ganze Bein zurück.  
Nun zogen weiter alle drei,  
Das Kind, der Mann, das Weib dabei,  
Das arme lahme Weib dabei.

Ein Mägdlein zählte vierzig Jahr,  
Derweil sie stets noch Jungfrau war,  
Noch keusche Jungfrau war.  
Um sie dafür zu strafen hart,  
Schuf Gott ihr einen Knebelbart,  
Ihr einen Knebelbart.  
Sie flehte: Laßt mich mit euch gehn,  
Ihr Lieben, laßt mich mit euch gehn,  
So wird noch Heil an mir geschehn !

Am Wege lag ein kranker Hund,  
Der hatte keinen Zahn im Mund,  
Nicht einen Zahn im Mund;  
Und fand er einen Knochen auch,  
Er bracht' ihn nicht in seinen Bauch,  
Ihn nicht in seinen Bauch.

Nun trabte hinter den anderen Vier  
Das alte kranke Hundetier,  
Das alte kranke Hundetier.

Ein Dichter lebt' in tiefster Not,  
Er starb den ewigen Hungertod,  
Den ewigen Hungertod.  
Mit Herzblut schrieb er sein Gedicht,  
Man druckt es nicht, man kauft es nicht  
Und niemand liest es nicht.  
Drum schloß er mit dem kranken Hund  
Der Freundschaft heiligen Seelenbund,  
Der Freundschaft heiligen Seelenbund.

Und dann schrieb er zu Aller Glück  
Ein wunderschönes Theaterstück,  
Ein wunderschönes Stück,  
In welchem die Personen sind  
Der taube Mann, das blinde Kind,  
Das arme blinde Kind,  
Das lahme Weib, die Jungfrau zart  
Mit ihrem langen Knebelbart,  
Die Jungfrau mit dem Knebelbart.

Und eh' die nächste Stund' entflohn,  
Konnt' Jeder seine Rolle schon,  
Die ganze Rolle schon.  
Verständnisvoll führt die Regie  
Das arme kranke Hundevieh,  
Das arme Hundevieh.  
Drauf ward das Schauspiel zensuriert  
Und einstudiert und aufgeführt  
Und ward ganz prachtvoll rezensiert.

Die Künstler fanden viel Applaus,  
Man spannt dem Hund die Pferde aus  
Und zieht ihn selbst nach Haus.  
Da gabs nun auch Tantiemen viel  
Und hohe Gagen für das Spiel,  
Das ungemein gefiel. —  
Nachdem sie ganz Europa sah,  
Da reisten sie nach Amerika,  
Da reisten sie nach Amerika.

Zum Schlusse hört nun die Moral:  
Gebrechen sind oft sehr fatal,  
Sind manchmal eine Qual;  
Die Poesie schafft ohne Graus  
Beneidenswertes Glück daraus,  
Sie schafft das Glück daraus.  
Dann schwillt der Mut, dann schwillt der Bauch,  
Und sei's bei einer Jungfrau auch.  
*So ist's der Menschheit guter Brauch.*

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

[Der schießende Graf]

*Gerichtssaalhabitué*'. Die Saison hat mit einem großen Heiterkeitserfolg begonnen. Baron Distler, der Star des Wiener Landesgerichts, wurde in der Komödie »Der schießende Graf« von einem dichtbesetzten Auditorium, das nur leider neuestens die Operngläser nicht gebrauchen darf, wiederholt akklamiert. Die Berichterstatter verzeichneten nach dem Dialog: »Der Zeuge Barber gibt an: 25 Jahre alt, römisch—katholisch ... Vors. (unterbrechend): Jetzt sind Sie katholisch!« HEITERKEIT und nach den Worten. »Ihre Braut ist doch vernünftiger, weil sie ja älter ist als Sie« SCHALLENDE HEITERKEIT, die sich nach der Bemerkung, daß bloß das Gesäß des Zeugen getroffen worden sei, und nach dem anschließenden Extempore: »Edlere Organe sind also durch den Schuß glücklicherweise nicht verletzt« noch steigerte. Alles klappte. Die Gerichtspsychiater hatten ihre Rollen sehr gut inne. Es war eine recht animierte Vorstellung, und das Publikum nahm sogar den alten Effekt, daß zum Schluß der Graf freigesprochen wird, gemächlich hin. Freilich war der abgebrauchte Truc diesmal von einer neuen Seite gezeigt worden. Der Graf Milewski<sup>1</sup> ist nämlich bloß ein römischer Graf, wie z. B. der Lippay. Die Tendenz aber verkündete Baron Distler in den Worten: »ICH WÜRDTE DIES AUCH GETAN HABEN, HÄTTE MICH ABER EINSPERREN LASSEN MÜSSEN«. Da der Angeklagte für den Schuß auf dem Nordbahnhofe NICHT eingesperrt wurde, so wollte sich Baron Distler offenbar über die Parteilichkeit der österreichischen Justiz beklagen, die erst beim Grafen und nicht schon beim Baron die »Aufregung« als Strafausschließungsgrund gelten lasse.

[Ich verkaufe Ihnen]

*Kritiker*. Im Textteil der 'Neuen Freien Presse' war am Sonntag, 2. Oktober, eine ausführliche literarische Kritik der »Biscotte« von Pierre Wolf, der Premiere des Orpheumtheaters, zu lesen. Da gab's psychologische Wendungen, literarische Vergleiche, eingehendes Lob für die Darsteller des »selbst in seiner Unmoral charmanten Dramas« und endlich die Feststellung, daß »die Pariser Komödie zu einem durchschlagenden Erfolge des wienerischen Orpheums wurde«.

»Alles in allem« — so schloß der Artikel — »wenn wir schon bei früheren Anlässen konstatiert haben, daß man unter der Direktion Gabor Steiner gut Komödie spielen kann, heute haben wir erfahren, daß dieses Lob auch für die moderne und modernste französische Komödie gilt« ...

Man wird sich vielleicht dafür interessieren, wer der Ressortkritiker der 'Neuen Freien Presse' ist, der einer seit dem Engagement wirklicher Schauspieler gewiß ernst zu nehmenden Bühne so warme Anerkennung spendet. Ich kann's verraten: HERR DIREKTOR GABOR STEINER. Die am 2. Oktober im Textteil abgedruckte Besprechung der »Biscotte«, die jeder Leser für eine redaktionelle Kritik hielt, halten mußte und halten sollte, ist am 1. Oktober vor der Vorstellung FIX UND FERTIG AUS DER DIREKTIONSKANZLEI DES ORPHEUMTHEATERS IN DIE DRUCKEREI DER 'NEUEN FREIEN PRESSE' GELIEFERT WORDEN. Dieser Vorgang spielt sich, wie ich höre, seit einem Jahr vor jeder Premiere des Orpheumtheaters ab. Da PER ZEILE 5 GULDEN gezahlt wird, so beträgt die Summe, die die 'Neue Freie Presse' in

---

1 s. Heft 165 # 03

der letzten Saison für sachliche Kritik von Direktor Steiner bezogen hat, etwa 2000 Gulden ... Am 1. Oktober war eine — unbezahlte — Rezension des Josefstädter Theaters erschienen, die, da sie der Feder eines Redakteurs entstammte, recht ungeschickt geschrieben war. Ihre ersten Zeilen, die einen Heiterkeitssturm in Wien erweckten, sind sprichwörtlich geworden. Sie lauten:

»(Theater in der Josefstadt.) Zum erstenmal: 'Angele' von O. E. Hartleben; 'Karrnerleut' von Karl Schönherr; 'Der Dieb' von Octave Mirbeau. ICH VERKAUFE IHNEN Karl Schönherr's 'Karrnerleut' UND ICH VERKAUFE IHNEN Octave Mirbeau's 'Der Dieb'. Otto Erich Hartleb's 'Angele' verkauf ich Ihnen NICHT — obwohl gerade sie ein käufliches Frauenzimmer ist. HERR — diese Angele, SEHEN SIE SIE AN, sie ist entzückend.«

Das war einmal ehrlich! Das klang wie der Sehnsuchtsschrei des geborenen Kurzwarenkommis, den ein widriges Geschick zur Theaterkritik verdammt hat. »Ursprünglich dem kaufmännischen Berufe bestimmt, widmete er sich ... « Nun, wenn die 'Neue Freie Presse' dem Publikum Theaterstücke wie Stückware anbietet, macht sie doch kein so gutes Geschäft wie wenn sie dem Theaterdirektor zuruft: »Ich verkauf Ihnen den Artikel über 'Biscotte' ... !«

[Die Literatur des Publikums]

*Jourbesucher.* Brüll's »Feme« gegenüber hat die Kritik den Ton verfehlt. Hohn und Entrüstung klangen so, als ob etwa ein modernes Drama von Wilbrandt zur Diskussion stände. Die Nochnichtdagewesenheit des Ereignisses kam nicht zum Ausdruck, die Sprachlosigkeit dessen, der es erlebte. Was vermögen Worte? Ein Analphabet müßte man sein wie der Autor der »Feme«, um auszudrücken, was sich da im Burgtheater begab. Nur in unartikulierten Lauten läßt sich darüber berichten. Aber die Wiener Kritik verwendete ganze Sätze und lieferte ihr übliches Burgtheaterfeuilletonpensum.... Der Literat Schlenther hat nun doch wieder die Erinnerung an die Zeiten der »Freien Bühne« geweckt, aber freilich der des seligen Rudolfsheimer Volkstheaters. Damals wurde einer Intrigantin zugerufen: »Sie sind die Schlange, die ich an meinem Busen genährt!« Von den Höhepunkten der »Feme« haben die meisten Kritiker den »Rostbraten mit Zwiebel« und die »Flamme, welche die Glut verzehrt« notiert. Ich habe mir auch gemerkt, daß manche Sätze verdächtigerweise mit dem Worte »Aufgewachsen« beginnen und daß auf die Frage, ob die Adoptierung eines Mädchens nicht rascher bewilligt werden könnte, geantwortet wird: »Ich habe bereits mit dem SEKTIONSCHEF gesprochen«. Auffallend war nur, daß nicht gleich Herr Liharzik im Parkett interpelliert wurde. Noch nie gab's in dem unakustischen Theater so intime Wirkungen, und das Haus präsentierte sich — drei Wochen vor der Tell—Aufführung — als »ein einzig Volk von Brüdern« ... Eine neue Literatur droht jetzt heraufzukommen: die Literatur des Publikums. Sie ist die Reaktion gegen die Literatur der Literaten. Wie's ein beliebiger Parkettbesucher machen würde, wird uns jetzt auf der Szene, wie's ein Zeitungsleser schreiben würde, im Feuilleton gezeigt. Das Burgtheater und die 'Neue Freie Presse' bringen den Mauschel an sich. Wie sich ein Herr von der Fruchtbörse mit Problemen herumschlägt, wird auf der ersten deutschen Bühne dargestellt, und im ersten Blatt Deutschösterreichs darf ein Mann, der bloß Harnsäure und nicht das geringste Talent hat, Karlsbader Herbststimmungen verarbeiten. Das muß man gelesen haben. Das läßt sich einfach nicht nacherzählen. Ich meine, daß das Feuilleton vom 10. Oktober noch über die »Feme« geht. Was da geschrieben wurde, würde ein Leser der 'Neuen Freien Presse' vielleicht doch nicht zu SPRECHEN wagen. Die

Sprache des Stückes »Me schießt« ist klassisches Hochdeutsch dagegen. Zunächst ward in der ungezwungensten Weise eine schöne Seele enthüllt: Der Verfasser bekennt, daß er »die Menge liebt«, aber nicht etwa die misera plebs, sondern die »wohlhabende, behäbige, satte« Menge. »Und keinen Ort der Welt kenne ich, wo ich weniger von der andern Masse gestört bin, unsichtbarer IM MEERE DER BOURGEOIS untertauchen, AN IHREN VORZÜGEN MICH LABEN, an ihren Sünden mich ergötzen und im Gewühle ungestörter mein geliebtes Ich pflegen kann als Karlsbad«. Ein lieber Kerl, nicht wahr? Was dann — durch neun Spalten — folgt, ist eine einzige berauschte Symphonie auf das Thema: »JEDEN FRÜH, wenn ich aufkomm und ausgeh, trink ich meinen Tee und ess ich meine Eier«. Herr Kohn im »Posthof« und Herr Kohn im »Kaiserpark«. Kein anderer Gedanke. Aber eine unendliche Fülle von Jargonwendungen. »Mitten hinein dränge ich mich in die schiebende, sich stauende Masse«. Das versteht sich doch von selbst. Aber er hat auch ein Auge für die Mitdrängenden und bemerkt unter anderen einen »berühmten Eisenbahndirektor mit seinem pikanten, von einem HERZLBART umrahmten Gesicht«. Ungemein natürlich wirkt die Stelle: »Mein süßes Weibchen hatte sich in den Kopf gesetzt, wir müssen in diesem Jahr unbedingt nach Heringsdorf. Vergebens all mein Bitten und Drohen: 'WIRST DU SEHEN, ich werde einen schlechten Winter haben ...'« Später, da sich die Harnsäure meldet: »Mir scheint, mein Kind, ich werde doch nach Karlsbad müssen.« Der Arzt wird gerufen, »er konstatiert EINE GANZE SANDBANK«. Aber der Anmut des Gedankens ist sogleich wieder die Anmut der Sprache gesellt: »Der Herbst in Karlsbad scheint DOCH NICHT SO OHNE zu sein«. »Etwas ermüdet NAHM ICH AUF dem Zimmer EINE KLEINIGKEIT«. Die Kellnerin, die »seinen« Tee und »seine« Eier bringt, heißt natürlich »ein goldenes Mädchen«. Später: »Ganymädelchen«. Immer wieder versichert der prächtige Mensch uns, daß er »die Menge liebt«. Aber im Herbst ist's so einsam in Karlsbad. Wohin soll er sich wenden? »Auf den Aberg? Nein, ich hatte keine Lust, am Aberg noch grämlicher zu werden«. Natürlich speist der Mann beim »Hopfenstock«. »Mit einer Aufmerksamkeit werde ich bedient, wahrhaftig rührend«. Nun erfahren wir wieder körperliche Intimitäten. z. B., daß er sonst, im Sommer, »einen königlichen Appetit entwickelt«. Denn »diese kauende, SCHMATZENDE Menge, die machte mir immer Appetit«. Sonderbarer Schwärmer! Er entdeckt, daß die Wohnung unruhig ist. »HÖCHSTENS werde ich KEIN Mittagsschläfchen halten, mein Arzt verbietet es mir AUCH SO regelmäßig, ich könnte zu korpulent werden« ... Welch ein Causeur! Zum Schlusse erzählt er uns noch, daß auch Goethe über Karlsbad geschrieben hat.

[Der Prozeß Ziehrer]

*Musiker.* Nein, eine Detektiv—Polka hat Herr Ziehrer noch nicht komponiert. Die Geschichte brachte ihm auch wahrhaftig mehr Ärger als Anregung. Was nützt die schönste Herauslockung eines Belastungsmaterials, wenn zwar der Staatsanwalt pariert und die Verfolgung der Agenten des Herrn Ziehrer ablehnt, aber die unverbesserliche Witwe Hasel <sup>1</sup> zivilrechtlich ihre Ansprüche geltend macht? Auch beim Zivilgericht gibt es Strafverhandlungen. Und peinlicher konnte die Sache für den dankbaren Schüler Emmerich Hasel's nicht enden, als sie trotz Abweisung der Klage tatsächlich geendet hat. Wenn die 'Wiener Morgenzeitung' schreibt: »Durch diesen Ausgang des Prozesses ist die Hinfälligkeit der Anwürfe, mit denen der verdienstvolle und beliebte Komponist seit längerer Zeit verfolgt wurde, vollkommen klargestellt«, so ist das einfach idiotisch. Das Urteil hat mit den Anwürfen nicht das geringste zu schaffen. Der Richter war der — wahrscheinlich juristisch falschen — Ansicht,

1 s. a. Heft 162 # 01

daß zwischen der vertrauensseligen Frau und den Detektivs, die sich als New-Yorker Theaterleute vorstellten, ein Kaufvertrag zustande gekommen sei. »Die Irreführung der Klägerin in der Person des Käufers sei nicht so bedeutungsvoll, daß sie die Auflösung des Kaufvertrages zur Folge haben müßte, da nach dem Inhalte des Vertrages nicht die Person des Käufers, sondern der Kaufpreis die Hauptsache war«. Das ist unrichtig. Aber die IRREFÜHRUNG ist jedenfalls gerichtlich festgestellt; und keinen Augenblick ließ der Richter die Verhandlungshörer im Unklaren darüber, wie er die Handlungsweise des verdienstvollen und beliebten Komponisten ethisch bewerte. Auch über die Ethik einer Berichterstattung, die im Urteil die »Irreführung« zu einem »IRRITUM in der Person des Klägers« umfälscht, dürften die Akten zu schließen sein. »Die Masken herunter!«, rief der Richter den beklagten Detektivs zu und: daß »man Unrecht daran tue, Richter für naiv zu halten«. Daß aber die beiden Gentlemen nicht zu ihrem Vergnügen die Papiere herauslockten, sondern Beauftragte des Herrn Ziehrer waren, wurde erwiesen. Dieser ließ alle Schriftstücke, die ihm gebracht wurden, großmütig rückerstatten, nur das Konzept jenes kompromittierenden Briefes, den sein Lehrer Hasel einst an ihn gerichtet hatte, behielt er zurück. Ziehrer habe es — so versichert der Schriftsatz des Beklagtenvertreters — »gleich nach Erhalt IN EINER AUFWALLUNG DES ZORNES ÜBER DIE DARIN ENTHALTENEN BESCHIMPFUNGEN SEINER ELTERN zerrissen.« Dies sollte Herr Ziehrer als Zeuge bestätigen. Ein wahres Glück, daß der Richter diesen Antrag ablehnte. Herrn Ziehrer ist es erspart geblieben, eine Unwahrheit auszusagen oder seine Helfer Lügen zu strafen. ICH HABE DAS KONZEPT seinerzeit, da es mir die Witwe Hasel mit dem andern Material brachte, GELESEN UND WEISS MICH GENAU ZU ERINNERN, DASS NICHT EIN DIE ELTERN ZIEHRERS BELEIDIGENDES WORT DARIN ENTHALTEN WAR. Somit kann nur die Beharrlichkeit, mit der Hasel seine Autorrechte geltend machte, die Empörung des Herrn Ziehrer geweckt haben. Be-greiflich genug, daß er das Dokument vernichtete ...

[Das Trauerspiel eines jungen Autors]

*Literarhistoriker.* Es gäbe allerlei drollige Unfälle nachzuholen. Der junge Theaterverein »Sezession« hat Heinrich Leopold WAGNER'S »Kindermörderin« (1776) gespielt. Ein liberales Intelligenzblatt, die 'Österreichische Volkszeitung' berichtet darüber am 28. August wie folgt:

»Der Beatrixsaal war der Schauplatz der Tat. Hier wurde DAS TRAUERSPIEL EINES JUNGEN AUTORS — Heinrich Leopold Wagner <sup>1</sup> ist sein Name — zur ersten Aufführung gebracht. Die 'Kindermörderin' ist es betitelt. Es macht ungefähr den Eindruck, als ob man durch eine lange, lange Allee ginge und hinter jedem Baume lugt ein guter Bekannter hervor, der uns artig grüßt. Da marschieren sie alle auf: der Stadtmusikant Miller und Meister Anton in einer Person, deren liebwerte Gattinnen, Luise und Klara, Clavigo, dann ein mixtum compositum von Carlos, Wurm und Marinelli, ein dito von Clavigo und dem Prinzen von Guastalla, auch ein Vetter vom Stamme Brackenburg, und so fort mit Grazie. Also nichts weniger denn jenes Kunstgenre, das sich hinter dem so vieles mit christlicher Nächstenliebe verhüllenden Namen 'Sezession' verbirgt. Aber das Ganze verrät ETWAS DRAMATISCHES TALENT, es pulsiert frisch in dem Stücke, die Handlung schreitet rasch vorwärts, was ANFÄNGER doch so selten nur zuwege bringen, die Sprache ist ungezwungen, hält sich ziemlich frei von Banalitäten und das Ganze erweckt trotz der häufigen REMINISZENZEN doch nachhaltiges Interes-

1 † 1779. Das genannte Drama entstand 1776. Und sowas passiert an Goethes Geburtstag!

se. Irren wir nicht, so haben wir es in dem Dichter mit einem GANZ NETTEN TALENT zu tun, das freilich nicht den Ossa auf den Pelion türmen, aber MÖGLICHERWEISE NOCH RECHT HÜBSCHE PROBEN auf einem Gebiete liefern wird, das ihm — nach der Flagge 'Sezession' zu schließen — nicht einmal sympathisch ist: auf dem Gebiete des alten, ehrlichen Philisterstückes.« —

Ist es nicht traumhaft? Und die Kritik beginnt mit den Worten: »Wer Jugend hat und nur HALBWEGS BILDUNG besitzt — gleichviel, ob diese in späterer Zeit zu wahrer Bildung sich gestaltet oder in Halbbildung ausartet —, schwärmt für's Theater.« ...

[Der Nachrichtenwahnsinn]

*Beobachter.* Der Nachrichtenwahnsinn, der in der Affäre Coburg zum Ausbruch kam, hat sich in der folgenden, mit fetter Überschrift versehenen Sensationsdepesche selbst übertroffen:

»KÖNIG LEOPOLD ÜBER SEINE TOCHTER. London, 8. September. (Privattelegramm.) König Leopold von Belgien besuchte gestern Dover auf seiner Jacht 'Alberta'. Der König ging, bloß von seinem Sekretär begleitet, auf kurze Zeit ans Land. Ein Journalist, welcher den König höflich ansprach und eine auf die Prinzessin Louise bezügliche Frage stellte, erhielt vom König die Antwort: 'ICH HABE NICHTS ZU SAGEN.'« —

Der Journalist übrigens, der den König höflich ansprach, ist wohl ein Beweis dafür, daß sich die Weltbeherrscher zu fühlen beginnen. Bald wird man von einem »Königsstolz vor Männerthronen« sprechen können, und von Herrn Löwy wird uns berichtet werden, daß er elastischen Schrittes aus dem Coupe gestiegen sei.

[Das Laster liegt förmlich in der Luft]

*Sexueller Tiroler.* Der Referent des 'Deutschen Volksblatts' erzählte den Inhalt von Strindberg's »Fräulein Julie«. Er redete sich in eine wahre Erbitterung gegen die handelnden, so schamlos handelnden Personen hinein und schrieb den besten Satz, den ich je in einer Theaterrezension gelesen habe: »Die Situation wird von Sekunde zu Sekunde schwüler, DAS LASTER LIEGT FÖRMLICH IN DER LUFT.«

[Wie man dem Mädchenhandel beikommt]

*Lebemann.* In Zürich tagte eine »internationale Konferenz gegen den Mädchenhandel«. Wurden da etwa Strafverschärfungen gegen Menschenraub beschlossen, die Rechtsgüter des freien Willens und der Unmündigkeit klarer umgrenzt? Nicht doch. Der Ehrenvorsitzende Herr Professor Hilty erklärte: »Soll das menschliche Leben überhaupt einen Zweck haben, so muß alles Tierische oder Tierähnliche, mit dem der Mensch ins Leben tritt, abgestreift werden.« Und das Tierische, WODURCH der Mensch ins Leben tritt? Wie ist denn z. B. der Herr Professor Hilty entstanden? »Ein deutscher Pastor, Herr Burckhardt«, so meldet der Kongreßbericht trocken, »begehrte die Abschaffung der Chambres Séparées«. Aber da wäre doch die Abschaffung der Betten viel radikaler!

[Die Wichtigkeit des Katalogs für Kunstkritiker]

*Maler.* Ich bin der Ansicht, daß es in der Kunstkritik im Gegensatz zu der Theaterkritik vor allem auf das Lesenkönnen ankommt. Ein Theaterkritiker kann sich, wie verschiedene Katastrophen der letzten Jahre bewiesen haben, nicht immer auf das gedruckte Personenverzeichnis verlassen. Ein Kunstkritiker hat's leichter. Gewiß kann es auch vorkommen, daß Maler absagen oder daß ein schon in den Katalog aufgenommenes Bild eines Künstlers im letzten Moment durch ein anderes Bild desselben Künstlers ersetzt wird.

Ich glaube, daß hier bereits einmal von dem Abenteuer des armen Ausstellungsbesuchers die Rede war, dem ein Wiener Kunstkenner in tiefgründiger Ausführung den Sinn eines Bildes von Alexander, das der Katalog unter dem Namen »Im Spiegel« führte, zu deuten suchte und der später in München ein ebenso betitelttes Werk desselben Künstlers sah, vor dem ihm die Beziehung zwischen Sinn und Namen sofort einging <sup>1</sup>. Immerhin — hier haben wir es mit Ausnahmefällen zu tun. In der Regel kann sich der Kunstkritiker darauf verlassen, daß, was im Katalog steht, auch im Saal hängt. Herr Servaes, der Pechvogel, braucht solche Stütze nicht, sondern verläßt sich kühn darauf, daß er nicht SEHEN kann. Und so sah er, wie Sie mir mitteilen, in diesem Sommer, da er über die Ausstellung im Münchner Glaspalast schrieb, die GROSSE LÄNGSWAND nicht, die Kaulbach's Werke bedeckten, und schrieb unbesorgt: »F. A. Kaulbach fehlt gänzlich in diesem Jahr.« Herr Servaes, der im Gegensatz zu Hamlet AUCH WENN der Wind südlich ist, einen Kirchturm von einem Leuchtpfahl nicht unterscheiden kann, sollte doch nicht so übermütig auf das dem Kunstkritiker unentbehrliche Hilfsmittel des Kataloges verzichten.

[Scharf und Schäffle]

*Spion.* Im letzten Sommer habe ich einmal das 'Deutsche Volksblatt' und einmal die 'Sonn— und Montagszeitung' zu Gesicht bekommen. Scharf und Vergani! »Heilbringend vorbedeutungsvolle Namen! Nie wird das Glück von Österreich sich wenden, so lang zwei solche Sterne, segenreich und schützend, leuchten über seinen Heeren.« Ich wollte aber nicht Schiller's Questenberg, sondern einen andern österreichischen Minister zitieren. In Berlin war nämlich ein Auszug aus den Memoiren Albert Schäffle's veröffentlicht worden. Das 'Deutsche Volksblatt' griff eine sehr interessante Äußerung auf, die der einstige österreichische Handelsminister über die Person des Alexander Scharf machte. Schäffle erzählt nämlich, daß er alsbald die Notwendigkeit erkannte, die Börseneinbrecher durch einen aus ihren Kreisen geholten Spion überwachen zu lassen. Er habe keine bessere Wahl treffen können als die eines gewissen Scharf, Eigentümers der 'Sonn— und Montagszeitung', der ihn stets gut bedient habe ... An dem Montag, der der Zitierung im 'Deutschen Volksblatt' folgte, war nun in dem Blatt des Herrn Scharf wortwörtlich und in fettestem Druck zu lesen: »Im 'Berliner Tageblatt' (vom 22. August 1904) ist ein Auszug aus den noch nicht im Buchhandel erschienenen 'Memoiren des gewesenen österreichischen Handelsministers Albert Schäffle' erschienen, die sich auch mit dem Eigentümer dieses Blattes, Herrn Alexander Scharf, beschäftigen. Das 'Deutsche Volksblatt' reproduziert die hierauf bezüglichen Stellen, unterschlägt aber die Quellenangabe, indem es das 'Berliner Tageblatt', dem der Artikel entnommen ist, verschweigt. So wie der Rabe das Stehlen, so vermag auch das Vergani—Blatt das Unterschlagen nicht zu lassen, denn außer der ersterwähnten Unterschlagung unterschlägt es sofort einen BEDEUTUNGSVOLLEN SATZ, mit dem der Artikel im 'Berliner Tageblatt' schließt. DIESER UNTERSCHLAGENE SATZ LAUTET: 'NIE HAT SCHARF MEIN VERTRAUEN GETÄUSCHT'. SO SCHREIBT SCHÄFFLE ÜBER DEN EIGENTÜMER DIESES BLATTES ... Falls Vergani nicht persönlich diese Unterschlagung verübte, sondern nur einer seiner Tintenkulis, dann richten wir an diesen die Frage: KÖNNEN SIE uns glaubwürdig jemand nennen — es muß gerade kein Minister sein — DER VON IHREM CHEF GESAGT HÄTTE: 'Nie hat Vergani mein Vertrauen getäuscht'??? Findet sich ein solcher Mann, dann sind wir bereit, auch den in Rede stehenden Tintenkuli Vergani's als einen Ehrenmann zu bezeichnen.« — — — — — Es gibt wirklich noch Humor ... Nun, das 'Deutsche Volksblatt' hat vielleicht aus Rücksicht auf die Dummheit

1 s. Heft 130 # 13 »Maler«



seiner Leser, die an ein positives Vertrauensvotum glauben konnten, den bedeutungsvollen Satz weggelassen. Natürlich war es selbst wieder zu dumm, Herrn Scharf das Bewußtsein eines Triumphes auszureden und ihm plausibel zu machen, daß die Anerkennung, Schäffle's Vertrauen *GETÄUSCHT* und die Rolle des Spions refusierte zu haben, eigentlich schmeichelhafter gewesen wäre. Weil Schäffle des feilen Wiener Offiziosentums mit hohnvollem Dank gedacht hat, wächst der Stolz des Herrn Scharf ins Unermeßliche. Er trägt jetzt den Kopf so hoch, daß die Engel im Himmel die Butter riechen. Herr Vergani aber fühlte sich wirklich wieder einmal bei einer Unterschlagung ertappt und unterließ es, Herrn Scharf darüber aufzuklären, daß ein »Vertrauter« ein Mann ist, zu dem niemand auf der Welt Vertrauen hat als eben der eine, der ihn bezahlt.

[Die Antwort Harden's]

*Neugieriger.* Sie fragen, ob Maximilian Harden. »reagiert« habe. Gewiß. Er hat die Zusendung des Tauschexemplars der 'Zukunft' eingestellt. Jetzt muß ich das Blatt abonnieren. Ja, ja, so strafen Große.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**

